



Eine öffentliche Gewissenserforschung.

Von P. Albert Maria Weiß O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

Fast zu gleicher Zeit sind in Frankreich zwei Kundgebungen über den Zustand der dortigen kirchlichen Verhältnisse ausgegeben worden, welche unsere höchste Aufmerksamkeit verdienen, weniger wegen der Auffschlüsse, die sie uns über den französischen Clerus der Gegenwart geben, als vielmehr wegen der Gesichtspunkte, die sie uns über die Bedürfnisse, die Mängel und die Gefahren unseres religiösen Lebens überhaupt und der priesterlichen Wirksamkeit insbesondere eröffnen. Die eine dieser Schriften ist anonym erschienen;¹⁾ ihr Verfasser verräth einen nicht gewöhnlichen Geist und ein warmes Herz für die Ehre der Kirche, zumal der französischen Kirche. Die andere stammt aus der Feder des Hochwürdigsten Bischofes von Annecy, Msgr. Isoard.²⁾ Sie ist sehr kurz, aber trotzdem sehr gehaltreich. Schon darum gebürt ihr alle Beachtung. Die hohe Stellung des Verfassers verleiht natürlich jedem Worte noch größere Bedeutung.

Der ungenannte Verfasser der ersten Schrift ist ziemlich hoffnungslos. Er verspricht sich wenig Erfolg von seinem Versuche, die Aufmerksamkeit auf die Schäden innerhalb der französischen Kirche zu lenken. Das ist unseres Erachtens an sich schon nie und nimmer erlaubt und im vorliegenden Falle thatfächlich ungerechtfertigt. Der Clerus Frankreichs hat die Broschüre fleißig gelesen. Beweis dafür ist der Umstand, dass alsbald eine zweite Auflage nothwendig wurde. Das Stillschweigen, das er darüber beachtet, scheint uns viel eher

¹⁾ Le Clergé français en 1890. Par ***. 2. éd. Paris. Berche et Tralin 1890. — ²⁾ Msgr. Isoard, Causes de notre faiblesse, Annecy, Niérat 1891.

auf Ergriffenheit, auf Ehrbietigkeit und Beherzigung, als auf Vernachlässigung oder auf Empfindlichkeit zu deuten. Nirgends ist bisher, soweit wir wissen, wenigstens in der Offentlichkeit, ein Angriff oder eine erbitterte Antwort darauf erfolgt. Der „Monde“ hat sogar eine ausführliche, sehr anerkennende Besprechung darüber gebracht, welche zeigt, wie ernst die kirchlichen Kreise die hier ausgesprochenen strengen Wahrheiten nehmen. Dass eine solche Stimme sich öffentlich laut werden lässt und dass sie eine solche Aufnahme findet, das ist aber unseres Erachtens ein sehr günstiges Zeugnis für den Geist des französischen Clerus.

Der Verfasser muss selber seinen Mitbrüdern eine glänzende Anerkennung aussprechen. Nach außen, sagt er, in der Haltung, im Wort, in der Thätigkeit hat der französische Priester nicht seinesgleichen. Er ist einfach, correct, bescheiden in seinem Auftreten, wie in seinem Benehmen, er hat im allgemeinen Sinn für das, was ihm ziemt. Er versteht sich von Gesprächen fernzuhalten, deren Art und Ton mit seinem Charakter nicht in Einklang wären, er erscheint nicht in Gesellschaften, wo sein Kleid nicht Achtung einflößen würde, er lebt regelmäßig allein und die Einsamkeit missfällt ihm nicht. Alles in seinem Leben ist geordnet, jeder seiner Tage hat sein Maß, jeder Monat, jede Jahreszeit hat für ihn eine besondere Beschäftigung, man möchte sagen, eine besondere Farbe. Sein Jahr ist ein Ganzes, wo die zeitlichen Dinge immer der Ewigkeit ins Auge schauen. Er berechnet dessen angenehme Erinnerungen nach der Zahl von Seelen, die er erzogen oder zum Guten zurückgeführt hat. Seine priesterliche Aufgabe ist für ihn der ganze Grund zu sein und zu leben, und man fühlt, dass er das weiß: er ist ein Mann von Gründen und Überzeugung. Gibt es hier unten etwas, was verehrungswürdiger und stärker wäre, als er?

Und dieser Clerus hat heute, sagt der Verfasser mit bitterstem Schmerz, seinen Einfluss auf die Welt verloren. Nach außen scheint er kaum noch da zu sein. Wenn der Papst sich über die Weltlage Kenntnis verschaffen oder Maßregeln zur Abhilfe für die dringendsten Zeitbedürfnisse treffen will, befragt er die Bischöfe von Köln, Trier, Breslau, von Westminster und Dublin, von Baltimore, Carthago und Bahia, ja von Diakovar, aber in der Kirche, welche einen Bernhard, einen Vincenz von Paul, einen Bossuet hervorgebracht

hat, scheint er keinen zu finden, dessen Stimme von Bedeutung wäre. Und wie soll man sich auch darüber beklagen? Hat der französische Clerus etwa nach innen, im eigenen Lande, mehr Einfluss? Das ist eben das Traurigste — so behauptet wenigstens unser Schriftsteller, — daß er sich gerade nach dieser Seite hin von dem Clerus der übrigen Länder so grundwesentlich unterscheidet. Einst der erste Clerus der Welt, steht er nun in diesem Stücke einem jeden nach. Anderswo — es ist immer unser Auctor, der so spricht — trifft man den Clerus an der Spitze der Völker, jedenfalls hat er Zusammenhang mit dem Volke, in Frankreich hat er alle Verührungen damit verloren. Man hasst ihn nicht, im Gegentheil, man achtet ihn allenthalben, aber man nimmt keine Rücksicht auf ihn, weil man keine nehmen zu müssen glaubt. Ein leichtes, mitleidiges Lächeln ist alles, was man ihm widmet, wenn er sich irgendwo zeigt. Man schägt in Frankreich den Priester umso mehr, je weniger man ihn sieht. Gebildete Leute gehen nicht ungerne mit ihm um: seine Erziehung, ein gewisses Maß von Wissen, seine Erfahrung und Menschenkenntnis, seine Selbstlosigkeit und Unabhängigkeit von den Dingen dieser Welt, ein fast ständig gewordener Zug von Feinheit und Gutmütigkeit macht ihn überall beliebt. Meist liebt der Akademiker seinen Pfarrer und stirbt nicht leicht ohne ihn. Alles schön, nur eines mangelt, der Einfluss. Der Priester fehlt der Gesellschaft und darum fehlt es in der Gesellschaft.

Wie ist das zu erklären? Wie ist das so gekommen? Verschanzen wir uns nicht hinter eingebildete Ursachen, sagt der Verfasser, den unchristlichen Geist der Zeit, die Philosophen, die Gelehrten, die Zeitungs- und Romanschreiber, die Staatsmänner und Freimaurer, die Freidenker und die Freilebner, oder gar die Zulassung und Prüfung Gottes. Das mag alles Grund haben, aber es ist nicht der letzte Grund, nicht der entscheidende Punkt unserer Lage. Wir müssen den Grund in uns selber suchen, sonst gibt es keine Abhilfe. Wir müssen uns unsere eigenen Mängel gestehen, wir müssen uns gestehen, daß wir einer Erneuerung bedürftig sind. Nicht als ob wir nicht mehr wären, was wir in unseren besseren Tagen waren. Wir sind das auch heute noch und sind es ganz und gar — ein großes Wort das, — aber darin liegt es eben. Wir sollten nicht sein, was wir waren, wir sollten etwas mehr sein, wir sollten sein, was unsere Tage von uns fordern.

Einen Hauptgrund für die Schwäche des französischen Clerus findet unsere Schrift darin, dass dieser zu wenig feste und weite Wissenschaft besitze, ja, dass zwischen ihm und der Wissenschaft, und zwar nicht etwa der weltlichen Wissenschaft oder der schönen Literatur, sondern gerade der gediegenen kirchlichen Wissenschaft, zumeist der Schriftkenntnis, eine wahre Kluft bestehe. Nach dieser Seite hin, wie auch nach der sogleich zu besprechenden, sagt der Verfasser den Seminarien, dem Weltclerus und insbesondere auch den Orden sehr ernste und sehr beherzigenswerte Wahrheiten. Er hat dabei auch über die französische Predigt manches herbe Wort.

Den zweiten Hauptgrund findet er im Mangel an Tugenden, nicht der persönlichen und privaten, sondern der gemeinsamen und der öffentlichen, oder wie wir etwa sagen dürfen, der Standestugenden, jener Tugenden, welche eine Civilisation ins Leben rufen, einem Zeitalter sein Gepräge aufdrücken, eine Gesellschaft gestalten oder durchdringen, auf jeden Fall sich als die Eigenschaft des Standes als solchen, nicht bloß der einzelnen Mitglieder des Standes ausweisen und darum nicht so fast ihrem Träger als dem ganzen Stande Achtung und Einfluss verschaffen. Er klagt bitterlich über die Vereinigung so vielen Wissens, so vieler Tugend, so vielen Opferwillens. Es gibt im Clerus Gelehrte, ja, und zwar sehr geachtete, aber sie sind es für sich, manchmal nur zu sehr auch für die Welt, nicht für ihren Stand, von dem sie meist wie abgeschnitten leben. Es reiben sich Tausende auf in jeder Art von seelsorglicher oder von Liebesthätigkeit, aber jeder schafft sich seine eigene Welt und ist eine Welt für sich, daher diese Masse von „oeuvres“, jedes Unternehmen, so klein es ist, wie eine abgeschlossene Festung, um nicht zu sagen, wie eine eigene Kirche, daher diese zahllose Menge von besonderen Andachten, Winkelversammlungen, Winkelvereinen, Winkelgebeten, oder wie der Verfasser sich ausdrückt von kleinen Kapellen, daher auch diese vielen Spaltungen und deren naturgemäße Folge, der Anschluss an politische Parteien, durch die man wieder zu erreichen sucht, was man durch den Mangel an engerem Zusammenhang mit kirchlichen Kreisen entbehrt. Dieser Ursache schreibt er es zumeist zu, dass der ganze Charakter der Personen und des Lebens einen gewissen engen und schwächeren Zug, die natürliche Folge der Vereinigung und des ausschließlichen Verkehres mit einer kleinen Zahl von frommen

Auswahlmenschen, angenommen habe. Nicht ohne satyrische Bitterkeit äußert er sich wiederholt über diese kleinen Geister, die kleinen Tugenden, die kleinen Andachten, die kleinen Persönlichkeiten, welche jetzt die ganze Thätigkeit der französischen Kirche zu beherrschen scheinen. Wir können diese Ausdrücke bedauern, aber sie sind eben der Ausfluss des Schmerzes darüber, dass es an der Vereinigung dieser zahllosen und so opferwilligen Kräfte fehlt und dass diese Zersplitterung natur-nothwendig ihren Einfluss auf die Menschen und die Art ihres Wirkens ausübt. Und wenn die Kraft des Priesterthums darin liegt, dass wir nie für uns allein, sondern dass wir nur im Anschluss an unseren Stand und an die heilige Kirche thätig sind und nie unsere Privatperson dabei hervortreten lassen, so ist selbst das schwerwiegende Wort zu begreifen: Immer mehr tritt der Mensch hervor, immer mehr der Priester zurück, der priesterliche Geist ist im Schwinden.

So strenge spricht nun allerdings Msgr. Isoard nicht. Seine hohe Stellung muss ihn daran hindern. Im Ganzen aber ist sein Urtheil über den Stand der Dinge so ziemlich das gleiche. Schon die Wahl seines Themas ist bezeichnend genug. Er handelt von der Schwäche der französischen Kirche. Das Hauptgewicht legt er auf den Mangel an christlichem Geiste. Wir alle, Priester und Laien, sagt er, erkennen zu leicht das Geheimnis unserer Kraft. Die Welt kennt dieses eigentlich besser als wir, deshalb sucht sie es uns abzuschmeicheln. Und wir gehen arglos darauf ein. Wir leben und zehren von dem Grundsatz, man müsse sich annehmbar machen. Erst nehmen wir uns sorgfältig inacht, die Liebhabereien der Welt zu verleihen, allmählich bequemen wir uns in unserem Reden und Handeln ihr an, schliesslich geht unsere Denkweise mit der ihrigen, ohne dass wir es fühlen. Die Beweise liegen überall offenkundig vor Augen: die Musik wird profan, der Kirchenschmuck weltlich, die Art, unsere Feierlichkeiten zu begehen, theatralisch. Selbst bei den Begräbnissen verschwindet das Kreuz und jedes religiöse Zeichen unter einer Last von Blumen und von Flitter. Auf der Kanzel treten nur zu oft weltliche oder sogenannte moderne Gegenstände auf, die Sprache der Predigt verliert den kirchlichen Ernst, die biblischen und dogmatischen Wahrheiten werden verwässert. Kurz, der weltliche Geist nimmt überhand, der Geist des Neubernatürlichen ab. Wenn wir aber selber nicht mehr sind, was wir sein sollen, wie sollen wir dann noch Einfluss

haben? Und wenn wir wieder Achtung und Kraft gewinnen wollen, kann es dazu einen besseren oder überhaupt einen anderen Weg geben, als dass wir zu dem Geiste zurückkehren, aus dem wir geboren sind?

So die beiden verehrungswürdigen Schriftsteller. Obwohl es unbescheiden erscheinen mag, den Worten solcher Männer etwas beizufügen, so gestatten wir uns doch noch einige Bemerkungen, in der Ueberzeugung, dass es sich in einer Frage, welche ein jedes Mitglied des Clerus so sehr zum ernsten Nachdenken und einen jeden Clerus der katholischen Welt zur Selbsterforschung auffordert, nicht darum handelt, wer etwas sagt, sondern einzig um die volle Erkenntnis der Sachlage. Nach unserem Ermeessen, das wir übrigens mit allem gebürenden Vorbehalt aussprechen, liegen zwei weitere Gründe, welche die französische Kirche ihrer Kraft berauben, ziemlich offen vor den Augen aller Welt.

Der französische Clerus ist außerhalb seiner Heimat nirgends beliebt. Über seine Vortrefflichkeit ist nur eine Stimme, aber auch nur eine Stimme über den schroffen Gegensatz zwischen der Liebenswürdigkeit des Einzelnen und seinem verletzenden Auftreten, sobald er sich als französischen Geistlichen auffspielt. Für sich die Demuth, die Anspruchslosigkeit, die Bescheidenheit selber, behandelt er jeden fremdländischen Priester, als wollte er ihn fühlen lassen, dass er ihm überlegen sei, drängt sich mit dem Ellenbogen durch die Massen, nimmt Richtlandsleuten den bestimmten Altar oder wenigstens die für die heilige Messe festgesetzte Zeit weg und springt auf die von anderen gemieteten Stühle. Was er sich dadurch allüberall Feinde macht, davon hat er keine Ahnung. Denn er ahnt nicht bloß nicht, dass er damit etwas ungebührliches thue, sondern er glaubt vielmehr, eine Pflicht, ja die erste seiner Pflichten zu erfüllen. Nicht seine Person ist es, welche er dabei hervordrängen will, — an diese denkt er nicht einmal — sondern seine Nation. Er glaubt es seinem Vaterlande schuldig zu sein, die Mitglieder aller übrigen Völker zurückzudrängen. Das ist zumeist jener Punkt, in welchem die Franzosen überhaupt ihre Schwäche haben und allenthalben zurückstoßen. Am französischen Clerus aber verlebt es natürlich noch mehr, und das mit Recht. Es handelt sich hier gewiss nicht um kindische Nationalitäts-eifersucht, sondern um eine viel ernstere und tiefere Sache. Vaterlands-

liebe und Eifer für die Ehre des eigenen Volkes ist zweifellos eine edle Sache. Soll sie aber Tugend werden, und nicht zur Leidenschaft ausarten, so muss sie vor allem den ihr gebürenden Platz einnehmen. Erst Patriot, dann Priester oder Christ und zuletzt Mensch ist aber sicher nicht die richtige Reihenfolge. Und dass dem französischen Clerus nur allzuhäufig das klare Bewusstsein hierüber entschwindet, das ist öffentliches Geheimnis, — freilich auch dies, dass er hierin nicht der einzige Clerus ist.

Dann aber liegt ein besonders schwerwiegender Grund seiner Schwäche in der übermässigen äußerlichen Thätigkeit. Die Sucht, ein „oeuvre“ zu gründen oder zu leiten, möchte man beinahe eine Standes- oder Berufskrankheit bei ihm nennen. Allerdings begreift und entschuldigt sich das zu einem Theile dadurch, dass die traurigen öffentlichen Zustände in Frankreich dem Clerus zu wenig Gelegenheit geben, seinem beispiellosen Seeleneifer in der Schule und in der gewöhnlichen Seelsorge Genüge zu thun. Trotzdem wirft er sich zuviel auf außerordentliche Mittel, um seinen Einfluss geltend zu machen. Der französische Charakter liebt überhaupt das Auffallende, das Ungewöhnliche und Glänzende. Dazu liegt in ihm eine erstaunliche Fähigkeit, das Neußerliche, und sei es aus das kleinste, zu benützen und geschickt zu gestalten. Darin aber gefällt er sich umso leichter, je mehr er sich in diesem Stücke anderen Völkern überlegen fühlt. So kommt es, dass er einen unbezwingbaren Hang zum Formalismus und gar zu oft auch Neigung zum Kleinlichen in sich trägt. Daher diese Unruhe, diese endlose Geschäftelei, dieses Aufgehen in äußerlicher Thätigkeit, wodurch der französische Clerus sich von jedem Clerus der Welt unterscheidet, wodurch er auch so oft das Urtheil anderer besticht und deren Nachseferung hervorruft. Der Geistlichkeit Frankreichs bietet allerdings vielfach ihre tiefe, aufrichtige Frömmigkeit das nothwendige Gegengewicht hinzu. Vielfach aber kann man nicht anders, als den Mangel an Maßhalten, an Besonnenheit und Selbstbeschränkung bedauern. Daher denn so viele kleinliche Erfindungen einer auf das Neue und Seltsame erpichten Andächtelei, so manche Verwunderung erregende, ja fast komisch wirkende Einfälle, so zahlreiche unsolide Unternehmungen, daher das Theatralische im Gottesdienst und jene Predigtweise, die einem Bossuet und Lacordaire gut stehen möchte, die aber die Kräfte der gewöhnlichen Prediger und

Zuhörer weit übersteigt, daher endlich der Vorzug, welcher so gerne dem Sonderbaren zum Schaden des Einfachen, des Natürlichen und des Nothwendigen, dem Mittel zum Schaden des Zweckes gegeben wird.

Ferne sei es von uns zu glauben, der französische Clerus fühle das nicht selber. Sogar der strenge Verfasser der erstgenannten Schrift, welcher doch seinen Mitbrüdern vorwirft, sie stünden unter der „dreimal verhängnisvollen Herrschaft der kleinen Geister, der Gewohnheitsmenschen und der Zufriedenen“, muss gestehen, dass neben den Zufriedenen auch eine große Menge, wie er sich ausdrückt, Furchtsame leben, welche über die Dinge nur seufzen, aber nicht zu sprechen wagen. Nun, selbst wenn dem so ist, dann braucht niemand zu verzagen. Nur wo die Erkenntnis oder wo der Wille fehlt, den erkannten Fehler zu gestehen oder zu verbessern, darf man die Hoffnung aufgeben oder selbst dort nicht einmal. Das ist aber hier nicht der Fall. Und dass von der Erkenntnis der Nebelstände und von dem Wunsche einer Besserung öffentlich so wenig gehandelt wird, auch das begreift sich. Der Verfasser selber gesteht, dass wir in einer sehr kritischen Zeit leben, in welcher solche Neußerungen leicht missbraucht werden können.

Nun aber, warum sprechen wir davon? Was geht uns diese Frage an? Viel, sehr viel, gerade soviel, als den französischen Clerus. Wir sind Alle Eines. Leidet ein Glied, so leiden alle, so leidet der ganze Leib Jesu Christi. Geht es mit einem zum Bessern, so dürfen die anderen nicht zurückbleiben.

Für die französische Kirche ist es eine große Ehre, dass sich die Einsicht in die wahre Lage der Dinge Bahn bricht. Die Offenheit, mit welcher sich so hervorragende Stimmen vor der ganzen Welt darüber äussern, ist uns der sichere Beweis dafür, dass dort Heilung möglich, ja, dass sie schon auf dem Wege ist.

Uns aber kann es nur nützen, wenn wir die strenge Gewissensforschung, welche hier der französische Clerus öffentlich an sich selber vornimmt, auch gegen uns wenden. Es ist leichter, einem anderen seine Fehler vorzuhalten, als sich seine eigenen. Nun gut, wir haben das Leichtere oft genug gethan, thun wir einmal auch das Schwerere! Haben wir Grund, auf den französischen Clerus von oben herabzusehen? Sind die Dinge, in welchen er so groß dasteht, alle unser Eigenthum? Wissen wir uns frei von allen Fehlern,

welche ihn schwach machen? Haben wir dafür, dass wir manche seiner Schwächen nicht heilen, keine anderen, welche die seinigen aufwiegen? Heften sich an den Einfluss, den wir, Gott sei es gedacht, vielfach noch üben, nicht auch wieder bedenkliche Nebelstände? Ist wirklich unsere Einwirkung auf unser Volk so groß, als unsere Mitbrüder in Frankreich glauben? Getrauen wir uns zu sagen, was jener strenge Kritiker im Namen seiner Standesgenossen zu sagen wagt: „Wir sind auch heute noch, was wir in unseren besten Tagen waren?“ Wer gibt uns darauf Antwort, klare, untrügliche Antwort? —

Und ich höre eine Stimme, wie die des getreuen Zeugen, welche also spricht: Ich kenne deine Werke und kenne deine Mühe und kenne deine Geduld. Du hast viel ertragen um meines Namens willen und bist nicht abgefallen. Aber ich habe gegen dich, dass du deine erste Liebe verlassen hast. Denke also nach darüber, wie weit du zurückgesunken bist und dann thue Buße und wirke wieder deine ersten Werke. (Offbg. 2, 2. ff.)

Der Einfluss Luthers und der Protestanten auf das katholische Kirchenlied oder den katholischen kirchlichen Volksgesang.

Eine kurze Geschichte des deutschen Kirchenliedes.

Von Weihbischof Dr. Johann Katschthaler in Salzburg.

Man hört nicht selten sagen, vor Luther hätte es keinen kirchlichen Volksgesang gegeben, oder wenigstens, derselbe sei höchst armelig gewesen; — erst Luther hätte ihn zur Blüte gebracht. Ich antworte: Der kirchliche Volksgesang hatte seine Blütezeit vor Luther; Luther und die Protestanten sind vielmehr Anlass geworden, dass der Volksgesang in der katholischen Kirche arg verborben worden ist. Das sind die zwei Punkte, die ich in etwas klarlegen will; und ich werde dies thun an der Hand der Geschichte.

Es ist interessant,¹⁾ die Phasen zu verfolgen, welche das deutsche Kirchenlied im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Da findet sich die bedeutungsvolle Erscheinung, dass Text und Melodie des Kirchenliedes gleichen Schritt halten mit dem religiösen Bewusstsein des Volkes: je glaubenssinniger die Zeit, desto herrlicher die Lieder, welche dieselbe

¹⁾ P. L. Karner, Der Clerus und die Kirchenmusik, S. 146.